

MÜNCHEN / 1937 / NR. 34

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Kinderbildnis

Barrenscheen



Dimba und der Großinquisitor

Groteske von D. v. Grimm

Nichts ist leblos", sagte Sylvester Dimba und pfiß, worauf frohliches Klirren im Keller anhub und alsbald drei Weinschalen über die Stiege heraufspazierten. Auf einen zweiten Pfiß öffnete sich die Türe zu Dimbas Zimmer, auf einen dritten die zu seinem mächtigen Glaskrank. Ein schön geschliffenes, venetianisches Glas glitt von dort auf den Tisch vor Dimba hin, mit leisem, melodischem Klang, der erst erstarb, als Dimba das köstliche, rote Naß hineinstromen ließ.

Da klopfte es an das Tor. Dimba ging selbst, um zu öffnen. Draußen stand Ulwin Ohnelicht, ein verhaßter Bote mit finstern Gesicht. „Tretet ein“, befahl Dimba. „Kommen Eßt omen!“ (was sich auf sein finsternes Gesicht bezog). Ohnelicht trat näher und folgte ihm in sein Arbeitszimmer. „Möget Euch morgen beim Großinquisitor melden“, begann er mürrisch, „Ihr seid der Hererei verdächtig!“

„Das wäre gelacht!“ erwiderte Dimba. „Seit wann?“

„Seit Jahren. Das wißt Ihr gut genug. Ich rate Euch, nehmt die Sache diesmal nicht zu leicht. Diesmal geht's Euch an den Kragen.“

„Ich bin aber kein Herer“, sagte Dimba.

„Was souht?“ fragte Ohnelicht höhnisch.

„Ein Panpfschütz“, erwiderte Dimba leise, aber fest.

„Was soll das für ein Schwindel sein?“

„Wie? Ihr könnt nicht einmal Griechisch!“ fragte Dimba zurück und erhob sich.

„Das geht Euch nichts an!“ antwortete Ohnelicht gereizt.

Da flogen plötzlich die Fenster auf, eine starke Zugluft entstand, zugleich ein ozonähnlicher Geruch. Einige Neugierige, die vor Dimbas Haus standen, kamen voll auf ihre Rechnung. Sie sahen nämlich, wie es den verhaßten Ohnelicht langgestreckt wie ein Stück Leinwand zum Fenster hinauszog, wie er plötzlich von einer unsichtbaren Hand fallen gelassen wurde und auf den harten Boden niederfiel. Dort blieb er als ein toter Mann liegen. — Das war für manche kein unangenehmer Anblick.

Nach dieser Episode wagte es vorläufig niemand mehr, Dimbas Haus mit einer

widerwärtigen Mitteilung zu betreten. Wenn man auch die armen Sünder nicht ungern im Feuer braten ließ, so war doch jedem sein eigenes Leben lieb.

Dimba hatte seinerseits eine Freundin — Lea. Sie ging ihm so sehr auf die Nerven, daß er sich von ihr loszumachen wünschte. Wenn es auch, nach allem, was man bisher von Dimba erfahren hat, unglaublich klingt: Lea war ihm unheimlich. Sie konnte schließlich mehr, als Glaschen vom Keller heraufspazieren lassen. Sie konnte derart mit den Augen bligen, daß richtige, kleine Finken hervorzufliegen und, (das war ihm am unheimlichsten) wenn er ihr über das Haar strich, knisterte es leise. Zu dieser Dame begab sich Dimba in jener Zeit und erklärte ihr schüchtern seine immer stärker werdende Abneigung. Sie machte keinen Versuch, ihn zu halten und entließ ihn in scheinheiliger Ruhe. Und Dimba, dessen Geist die Natur durchschaute und sich die Seelen der Molekel und Atome dienstbar machte, derselbe Dimba glaubte Leas hintergründigen Augen. Er war glücklich, frei zu sein! Zu Hause angekommen, ließ er zehn Äpfel ein Mennett tanzen, das er selbst dirigierte und legte sich dann in gehobener Stimmung auf sein Lager. Ein schöner, weicher Teppich kam, dankbar dafür, daß er nicht getreten wurde, von der Wand und deckte ihn zu.

Lea aber begab sich spornstreichs zum Großinquisitor. Sie hatte ihr schönstes Kleid an, ein dunkelrotes Seidenkleid mit Pelz verbrämt und war bereit, Dimba zu leide alle ihre Teufeleien spielen zu lassen. „Was bringst du, meine Tochter?“ lächelte der Großinquisitor wohlgefällig. „Eine Anzeige, Eminenz“, erwiderte Lea mit beäufelnder Demut.

„Sprich dich aus, meine Tochter!“

„Es handelt sich um Sylvester Dimba“, begann Lea.

„Ah, Dimba!“ fiel Seine Eminenz ein und sein freundliches Gesicht wurde unwirsch.

„Ew. Eminenz müssen ihn hinrichten lassen. Er ist eine Gefahr für den ganzen Ort.“

Der Großinquisitor widersprach, aber Lea ließ ihre Augen bligen...

Am nächsten Tage wurde Sylvester Dimba von hundert Bewaffneten verhaftet. Man hatte eigene Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sogar Genfer über hatte der fürsorgliche Bürgermeister anfahren lassen, damit nicht etwa ein durch die Luft fliegender Büttel Schaden nähme.

Indessen aber geschah nichts dergleichen. Dimba ließ sich ruhig abführen, wobei er immer wieder, beinahe heiter, sagte: „Ich bin kein Herer! Gott weiß es!“ (Wenn es einen gibt, setzte er vielleicht in Gedanken hinzu.)

Vun hatte man ihn glücklich im Loch und bewachte ihn wie einen seltenen Fang. Aus einem dunklen Gefäß heraus unter sagte der Großinquisitor jegliche Folterung und setzte nach kurzem, aber fruchtlosem Verhör den Termin für die Hinrichtung fest. Inzwischen hatte die Stadt für einen gegen Dimba Partei ergriffen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Armen, die Unterdrückten und Geknechteten, Dimbas Freunde waren, also alles Menschen, die ihm nicht helfen konnten. So kam der Tag der Hinrichtung heran und Lea triumpierte.

Man sah von einer Verbrennung ab, weil man die Freundschaft Dimbas mit dem Feuer genugsam kannte. Dafür aber hatte man einen Galgen gebaut, dreimal so fest wie der alte. Der Weg vom Kerker zum Richtplan ging durch eine Mauer von Schergen, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Dimbas Fesseln waren Meisterwerke der Schlosserkunst, und so schwer, daß sie ihm nachgetragen werden mußten.

Auf der Ehrentribüne der Zuschauer saßen der Großinquisitor, umgeben von seinen Untertanen. Neben ihm saß — im vollen Schmuck kostbarer Stoffe und blingender Juwelen — Lea. So rächte sie sich für ihren Laufpaß.

Dimba hingegen schaute sie gar nicht an, obwohl er ihr, als er sich nun unter dem Galgen befand, direkt gegenüberstand. Eine unübersehbare Menge Sensationshungriger und solcher, die den berühmten Dimba einmal sehen wollten, stand Kopf an Kopf



Knabenkopf (Gemälde)

Wilhelm Busch

auf dem Platz. Aber auch seine Freunde hatten sich eingefunden, sie warfen böse Blicke auf Lea und bewundernde und traurige auf ihren Wohltäter. Da war es manchen von ihnen, als leuchtete eine tiefe Zuversicht aus seinen Augen, daß sie sich vor dem Todgeweihten ob ihres Kleinmutes schämten.

Nun sprach Dimba laut und klar, indem er dem Großinquisitor in die Augen blickte: „Ich sage es noch einmal: Ich bin kein Herer! Laßt mich frei!“

Lea lachte laut und spöttisch auf. Der Großinquisitor nahm statt aller Antwort den Stab, zerbrach ihn und warf ihn Dimba vor die Füße. „Dann“, sagte Dimba zum Scharfrichter gewandt, „Meister des Stranges, tu deine Pflicht so gut du es vermagst.“

Der kam aber gar nicht dazu, Dimba zu berühren. Der Strick entwand sich seinen

Händen, stieg in die Luft und formte dort ein großes K.

Der Scharfrichter fiel vor Schrecken von der Stiege. Plötzlich begann es zu krachen und zu knacken und die entsetzte Menge bemerkte, wie sich der Galgen, in allen Jugen krachend, aus dem Erdbreich befreite und drohend in der Luft schwanfte. Da ergriff alle ein solches Entsetzen und Grauen, daß eine panische Flucht entstand. Der Großinquisitor wurde freidebleich, als er sah, wie der Galgen zur Tribüne glitt. Lea aber stieß einen markerschütternden Schrei aus, sprang über die Brüstung der Tribüne und rannte wie eine Irre durch die Straßen. Der Galgen hinter ihr drein! Ihr rotes Haar flatterte, degleichen die Spigen und Bänder, die sich bald in flaubige Fegen verwandelten. Als nun die Leute sahen, daß ihnen nichts geschah, es aber etwas zu sehen gab, blieben sie

stehen und verfolgten Leas Flucht mit wachsendem Vergnügen. Der Galgen aber trieb Lea hinaus bis an den Fluß, wo sie hineinsprang und ertrank.

Inzwischen ging Dimba, von den Hochrufen der Menge begleitet, ruhig und bescheiden in sein Haus zurück. Hatte ihn auch seine Freundin verraten, die Dinge hatten es nicht getan. Zu Hause angekommen, brauchte er gar nicht erst zu pfeifen. Da kam sein Lehnstuhl, seine Pantoffeln, seine Schnupstabakdose. Im Keller aber entstand ein wahrer Wettstreit unter den Flaschen, welche die erste sein durfte.

Der Galgen ging seinerseits gesittet zum Richtplatz zurück und stellte sich dort auf seinen alten Platz. „Als ob er einen Verlust hätte“, sagten die Leute.

Der Großinquisitor jedoch ging außer Landes und ward nicht mehr gesehen.



Staffelsee

Ernst Heinsdorff

Emil Ernst Heinsdorff, ein deutscher Maler

Umgeben von den klaren, edlen Formen alten Kunsthandwerks, von Schmetterlingen, Herbarien, Kristallen und Sammlungen, lebt Emil Ernst Heinsdorff, der Maler, mit seiner Gattin und seinen drei Söhnen bei München im Isartal. Auch ihn, den Fischerjohn von der Gavel, geboren 1887 in Rathenow, zog es nach mancherlei Wanderung in Deutschland und längerem Aufenthalt in Karlsruhe nach München.

Als wir zum ersten Male mit dem Künstler sprachen, freute ihn am meisten unser Urteil, daß wir seine Kunst als besonders deutsch empfinden. Auch dem alten Hans Thoma, der ihm befreundet war, drängte sich vor Heinsdorffs Blumenstücken der Name Albrecht Dürers auf die

Lippen, und vor den Kinderbildern und Landschaften denkt man unwillkürlich an die großen Romantiker, vor allem aber an Philipp Otto Runge. Ganz abgesehen von der rein zufälligen Ähnlichkeit zwischen Runges „Morgen“ und Heinsdorffs „Maimorgen des Lebens“ scheint eine tiefe innere Verwandtschaft die beiden Künstler zu verbinden, zwischen denen fast vier Menschenalter liegen.

Ihre Naturwiedergabe ist ein Einfühlen in die lebendige Natur und keine „nature morte“. Beide Künstler suchten die Seele, suchten Gott in der Natur. „Je mehr die Menschen sich und ihre Gefühl rein halten und es erheben“, schreibt Runge 1802, „desto bestimmter werden diese Symbole

von Gottes Kräften, desto höher empfinden sie die große, allmächtige Kraft. Sie drängen alle die unendlich verschiedenen Naturkräfte in ein Wesen zusammen; sie suchen in einem Bilde alles zugleich zu konzentrieren und so im Bild das Unendliche darzustellen...“ Diese „Empfindung des Zusammenhanges des ganzen Universums mit uns, das jauchzende Entzücken des innigsten, lebendigsten Geistes unserer Seele“, von dem Runge spricht, finden wir auch in Heinsdorffs Bildern.

Gerade in unserem Zeitalter der Technik finden wir bei ihm das Bestreben, vom Mechanisch-materialistischen loszukommen und in die Gesetze der Lebendigen Natur einzudringen. Das zu fühlen und



Jungbäuerin aus dem Inntal

Ernst Heinsdorff

auszudrücken ist nur dem Künstler gegeben, dem Maler wie dem Dichter. Es ist sogar die eigentliche Aufgabe des Künstlers. Der Maler Heinsdorff steht auch den anderen Künsten nahe. Er war mit Dietrich Eckart befreundet, lauschte der Musik eines Nachkommen des großen Johann Sebastian Bach, schrieb Gedichte ab, die sein Herz mitschwingen ließen.

Denn Heinsdorff, der in seiner Jugend bei einem Strehker in der Lehre war, ist

ein Graphiker von Bedeutung. Besonders schön geschrieben und mit Blumen umrahmt ist ein Gedicht von Geibel: „Wer recht in freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen“. Diese Blätter sollen uns daran erinnern, daß Deutschland, von dem die meisten Schriften und Druckverfahren der Welt ausgingen, seine graphische Kultur auch pflegen müsse. Bei den altdeutschen Meistern, den großen Radierern, Holzschneidern und Kupferstechern,

ging die zeichnerische Graphik stets Hand in Hand mit der Schrift.

Der Wärme und Innigkeit in Heinsdorffs Werken, der Poesie seiner Kinder- und Märchenbilder, dem inneren Leben seiner Landschaften, der Feinheit seiner Blumenstücke kann man sich nicht entziehen. Er spürt die Daugege der Pflanze und alles Lebendigen auf, und läßt uns die ganze Natur erleben als Schöpfung Gottes.

E. N.

Die Abrechnung

Von Alexander Peterdy

(Einsig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezey)

Decimal nacheinander ertönte die kleine Strandglocke, die Badegäste mit schielendem Ton mahnd, rasch ans Ufer zu eilen, da ein Sturm heranbrach. Kaum war das Publikum aus dem Trockenen, war der Sturm auch schon da. Von der gedeckten Terrasse aus konnte man das prächtige Schauspiel der empörten See ruhig beobachten. Die Negerlampen flammten auf, um die bleierne Dunkelheit, in die sich der ganze Horizont gehüllt hatte, zu erbellen. Auf der Tribüne spielte zur Erheiterung der Gäste eine Musikkapelle.

Plötzlich ertönte ein Ruf:

„Dort ... dort draußen ... treibt jemand in den Wellen ...“

Die Leute sprangen von ihren Plätzen auf und blickten nach der angegebenen Richtung. Rasch waren auch einige Feldstecher zur Hand.

„Wirklich ... ein Mensch ...“

Eine heftige Bewegung lief durch die Menge.

„Wie er mit den Wellen kämpft! ... Wer mag es wohl sein?“ Klang es durch-einander.

Alle suchten erschrocken ihre Freunde und Angehörigen; dann wurde geraten, wer aus der Gesellschaft fehlt. Und immer häufiger hörte man den Namen „Samory“. Dieser junge Mann war besonders wachsalbig und er war auch an diesem Nachmittage außerhalb der Signalzangen im offenen Meer gesehen worden. Jetzt rief ein Gast, der ein riesiges Fernrohr vor den Augen hielt:

„Ja, ich erkenne ihn, es ist Samory! ... Er scheint sehr müde zu sein ... die Wellen werfen ihn immer wieder zurück ...“

Eine allgemeine Aufregung entstand, man winkte mit Tüchern und kleinen Fahnen, damit Samory sehe, nach welcher Richtung er sich zu wenden habe. Die Bootleute machten die Rettungsbarke los und eilten mit kräftigen Ruderschlägen ins Meer hinaus.

In einem kleinen Tischchen der Terrasse saß ein junges Ehepaar. Bei dem entsetzten Tumult der Menge war auch der Mann aufgesprungen und nach vorne geeilt. Auch er hatte erfahren, daß es End Samory war, der mit den tosenden Wellen um sein Leben kämpfte.

„Hörst du ... Samory ... gerade jetzt“, sprach er nun zu seiner Frau.

Die Frau fuhr zusammen und erbleichte. „Bewußt du ihn?“ fragte der Mann mit Nachdruck.

„Ein Mensch, der sich in Lebensgefahr befindet ...“

„Aber ein Mensch, der so gemein sein

konnte, selbst seines Freundes Eheglück zu zerstören, nur um die Zahl seiner elenden Abenteuer zu vermehren! Er verdient sein Schicksal ...“

„Gans ... sei doch nicht so heftig ...“ für meinen aufrichtigen Freund gab er sich aus, und hinter meinem Rücken wollte er dich zu seiner Geliebten machen ... Der Elende! Verliebte Worte hat er dir ins Ohr geblasen, er war zudringlich ...“

Der Mann zitterte vor Aufregung. „Verubige dich!“ bat Tilde.

„Wenn die Frauen in solchen Fällen bei ihren Männern Schutz suchen, dann erscheint ihnen der Ansturm dieser schamlosen Kerle schon selbst als gefährlich.“ Die Hand seiner Frau erfassend, fragte Gans flüsternd, mit unterdrückter Aufregung:

„Wie weit hat er sich gewagt?“

„Ich habe dir doch schon alles gesagt!“

„Ist es nur bei den Worten geblieben? Hat er dich nicht umarmt? ... Dich nicht geküßt?“

„Gans ...“

„Schau mir in die Augen! Du kannst doch nichts dafür. Was du tun mußt, das tatest du ohnehin, indem du dich zu mir flüchtest ... aber ... er hat dich geküßt, nicht wahr?“

„Ja!“ flüsterte die Frau mit gesenktem Blick.

Der Mann biß sich wütend in die Lippen.

Vom Geländer her war ein entsetzter Aufschrei zu vernehmen.

Die Wellen haben das Ruder erfaßt. Die Bootleute können nicht zu ihm ... er ist verloren!“

„Er schwimmt aber noch ...“

„Er ist schon müde ... er sinkt oft unter.“

Gans drängte sich vor und blickte fest ins schäumende Meer hinaus. Er hatte Samory erfaßt. Ein graufames Lächeln erschien um seinen Mund. Er, der berühmte Schwimmer, hatte sofort bemerkt, daß Samorys Tempi nur mehr die letzte,

verzweifelte Anstrengung des Ertrinkens den waren.

„Die Kräfte verlassen ihn ... bald wird er, unterinken ... der Glende ...“

Einige Augenblicke starrte er stumm ins tosende Unwetter hinaus. Dann eilte er plötzlich von der Tribüne auf den Strand hinaus, warf seine Kleider ab und sprang ins Meer. Kräftig teilte er mit seinen schneigen Armen die Wellen und drang rasch vorwärts.

Die Aufregung beim Publikum hatte ihren Höhepunkt erreicht. Dort ein ermatteter, dem Ertrinken naber Mann, hier die sich vergebens abmühenden Bootleute und der waghalsige Lebensretter. Gänderingend, seufzend sahen alle wie gebannt dem heroischen Kampfe zu.

Plötzlich wurde es totenstill auf der Terrasse. Tilde schrak auf. Was sollte das bedeuten? Im nächsten Augenblick brach aber unter der Menge ein Lärm los, der selbst das Toben des Sturmes übertronte:

„Goch! Goch! Bravo! Er hat ihn erreicht! Er hat ihn schon gepackt! Er kommt zurück ... Wie er schwimmt ... Wie er ihn bringt! Goch! Bravo!“

Gans hatte die schäumenden Wellen, die sich ihm in den Weg stellten, tatsächlich niedergedrungen und war noch rechtzeitig bei Samory angekommen, der bereits ermattet wogelte. Nur wenige Minuten noch, und er wäre in die Tiefe gesunken.

Gans packte ihn und schleifte ihn mit. Etwas langsamer, aber trotzdem sicher schwamm er und erreichte auch, nach heftigem Kampfe mit den wütenden Elementen, glücklich das Ufer. Da war schon das ganze Publikum am Strand versammelt, und Gans wurde mit stürmischer Begeisterung empfangen.

Er aber wies die huldigende Menge mit ernster Miene von sich und blickte auf Samory, um den sich viele Leute bemühten. Der erschöpfte Mann hatte sich schon ein wenig erholt und kam mit wankenden Schritten auf Gans zu.

„Lieber Gans ... ich danke dir ...“ sagte er, seinem Retter die Hand entgegenstreckend. Gans nahm sie nicht an.

„Du hast mir das Leben gerettet ...“

„Ja“, antwortete Gans mit düsterem Blick, „ich habe dich aus den Wellen errettet, doch nur, um die meine Schuld abzahlen zu können.“

Damit erhob er die Hand und schlug Samory ins Gesicht. Dann nahm er seine Frau unter dem Arm und entfernte sich mit ihr.

Das Publikum schaute verdutzt und betroffen drein ... Niemand verstand die Szene.



ROS.



Durchbrechendes Licht

Ernst Heinsdorff

DAS ÄHRENWUNDER

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Geschlagen war bei Stiklestad die Schlacht.
Den milden Nordlandfürsten fällt ein Speer —
Als mitleidvoll herniederfiel die Nacht,
Da lebte Olav Haraldson nicht mehr.

Um ihn geschichtet lag der Kämpfer Ring
Als Schutzwall wie im Leben so im Tod.
Wunde und Sterbende begehrten: „Sing“,
Tormod Kalbrunarskald! das scheucht die Not.“

Der kühne Königskalde Tormod sang,
Obgleich er einen Pfeil im Herzen trug:
„Auf meines wilden Lebens Wogengang
Ein Wellenberg mich hob zum Höhenflug.

Als König Olav“ — schmerzvoll rasend riß
In seiner Brust die Spitze scharf und hart
Gleichwie des weißen Bären böser Biß —
Dennoch den Tod der Skalde singend narrte:

„Als König Olav einst durchs Vaertal ritt,
Zeltlager schlugen auf wir breit bei Sul.
Zum Hochsitz höhten wir den Königsstuhl,
Noch eh' der Landmann seine Ähren schnitt.

Zerstampft, zertreten war der Halme Heer.
Finster der Bauer stiert aufs tote Feld —
Da trat der König aus dem Kriegsgezelt:
Ein blaues Leuchten webte um ihn her —

Ihr alle wißt, Ich reit' in Wotans Saal
Und war nie Freund dem fremden blassen Gott,
Der matt am Holze hängt, dem Feind zum Spott —
Und doch: als König Olav dazumal

Die Hände hob, ging von ihm aus ein Licht,
Als wenn der Geiser auf in Island bricht, —
Es hoben sich die Halme langsam — schwer —
Und standen um den stillen König her,

Der sie beschworen durch sein stumm Gebet.
Schwertbrüder! Stracks mein Weg nach Walhall geht;
Doch schmerzt's mich, meinen Herrn dort nicht zu seh'n,
Auf dess' Gebot des Ackers Ähren stehn.

Und wohl zu wissen wünsch' ich, wessen Macht
So große Wunderding' hat wahrgemacht.
Denn — seht — es war ja unsrer Feinde Saat,
Die auf des Sieges Wort sich stellt' zur Mahd!

Seltsam war das — und dennoch stand kein Held.
So stolz wie Olav Haraldson im Feld.“
Die Wunde schwärend schwillt, sie klapft und brennt;
Das rote Lebensblut aufschäumend rennt —

Klammernd umkrallt die Hand den Schwertesknaut:
„Har! Hartgemuter! Hör — dich ruf ich auf!
Machtvoll mein letzter Odem in dich dring!
Was ich dir sterbend — stockend — sag und sing,

Es ist — das schönste Lied zu Olavs Ehr!
Ritz Runen — daß nicht stirbt die Wundermir —
Ritz Runen — hörst du — Har!“ Sein Haupt sinkt tief. —
„Zum Walter seines Werks mich Tormod rief. —

Sterbt wohl, ihr Königsstreiter! Har zieht weit
Und kündet euern Kampf der Ewigkeit.
Aus Kampf kommt Ruhm. Aus Ruhm wächst Skaldensang,
Der vor Vergessen schützt und Untergang!“



Erntesegen

Heinz Prüstel

Liebesheirat

Von A. P. Tschichow

(Aus dem Russischen überfetzt von Grete Neufeld)

Im Hause des Ehepaares Mimirin in der Drei-Kunde-Gasse fand ein Hochzeitsmahl statt. Zweihundzwanzig Personen saßen an dem reichgedeckten Tisch und sprachen fleißig den Speisen zu. Einzelne Gäste beklagten sich aber, daß das grelle Licht sie blende. Das gab einem anwesenden Beamten des Telegraphenamtes den Anlaß, einen Vortrag über die Vorzüge der Elektrizität zu halten.

„Elektrizität“, brummte der Vater der Braut und blickte lässig in seinen Teller. „Ich aber sage euch, die Elektrizität ist ein ausgelegter Schwindel. Wein, mein Freund, wenn schon eine Beleuchtung, dann ein ordentliches Licht mit einer richtigen Flamme. Man möge wissen, was man brennt.“

„Der Vater hat vollkommen recht“, bekräftigte zuvorkommend Aplombow, der Bräutigam, ein langhalsiger junger Mann mit borstigen Haaren. „Diese wissenschaftliche Unterhaltung ist übrigens jetzt gar nicht am Plage... Was ist deine Meinung, meine Teure?“ fragte er, an seine Braut gewendet:

Daschenka, die junge Frau, aus deren rundem Gesicht alle Tugenden sprachen, nur nicht die des Denfens, errödete und entgegnete ausweichend:

„Er will immer seine Bildung hervorheben, darum spricht er von Dingen, die niemand versteht.“

„Wir haben uns, Gott sei Dank, auch

ohne Bildung fortgebracht, und es ist das schon meine dritte Tochter, die ich an einen rechtschaffenen Menschen verheiratet“, rief vom andern Tischende Daschenkas Mutter; dann wandte sie sich an den Telegraphenbeamten: „Sollten wir Ihnen aber vielleicht nicht genug gebildet sein, dann können Sie ja gehen.“

Der Telegraphenbeamte schwieg betroffen. Er hatte nicht gedacht, daß das Gespräch über die Elektrizität so verhängnisvoll werden könnte. Er trachtete darum, sich zu entschuldigen:

„Bitte, Tatjana Petroowna, ich habe Ihre familie immer hochgeschätzt und wirklich keinen Verdruss verursachen wollen... Ich habe auch der Daschenka immer einen braven Bräutigam gewünscht, ist es doch heutzutage so schwer, einen anständigen Mann zu finden; niemand will aus Liebe heiraten, jeder sucht nur das Geld...“

„Das ist eine Anspielung!“ fuhr der Bräutigam auf und wurde puterrot.

„Durchaus nicht!“ verteidigte sich der erschrockene Telegraphist. „Das weiß doch jedermann, daß in diesem Falle die Ehe aus Liebe geschlossen wurde und die Mitgift hier Liebesheirat war.“

„Diese Nebenbade!“ rief Daschenkas Mutter. „Meine Tochter bekommt außer tausend Rubel drei überrothe, Wäscheausstattung und die ganze Wohnungseinrichtung.“

„Gewiß, gewiß...“, wendete der Telegraphist erschrocken ein, aber die Brautmutter fiel ihm erregt ins Wort:

„Dann machen Sie eben keine Anspielungen! Wenn Sie wußten, daß Jegor Fedoritsch meine Tochter nur des Geldes wegen heiraten will, warum haben Sie uns das nicht schon früher gesagt? ... Und auch du, mein Sohn“, wandte sie sich mit Tränen in den Augen an ihren Schwiegersohn, „ist es keine Sünde! Ich habe Daschenka mehr als mein Augenlicht gepflegt und gebüht und nun muß ich solche Dinge hören!“

„Und Sie glauben diese Verleumdung!“ fuhr Aplombow auf und wühlte nervös in seinen drahtähnlichen Haaren. „Ich danke bestens für die gute Meinung. Sie aber, Herr Blintshikow“, sagte er zu dem Telegraphisten, „werden sich, wenn Sie auch ein Verwandter der Braut sind, gütigst entfernen.“

„Aber lasse doch schon!... Hör doch auf!... Bleib sitzen!“ sprachen seine Freunde von allen Seiten auf ihn ein.

„Nein, ich will zeigen, daß er zu einer solchen Verleumdung kein Recht hat, denn ich heiratete nicht des Geldes wegen... Der Mensch muß hinaus von hier!“

„Aber bitte... bitte“, stammelte ganz vernichtet der Telegraphist und erhob sich vom Tische. „Ich kann ja gehen. Bitte mir aber vorerst die drei Rubel zurückzugeben, die Sie sich von mir zum Kauf der weißen Weste ausgeliehen haben.“

Der Bräutigam tuschelte lange mit seinen Freunden. Man brachte in kleinen Beträgen die drei Kubel zusammen. Der Bräutigam warf das Geld dem Telegraphisten mit ungläublicher Verachtung hin. Dieser verabschiedete sich von jedem einzelnen und ging.

So endete ein harmloses Gespräch über die Elektrizität.

Ein düsterer Herbstmorgen. Es war noch nicht einmal acht Uhr, aber in der Drei-Gunde-Gasse herrschte schon ein reges Treiben. Auf dem Gehsteig rannten Polizisten und aufgeregte Hausbesorger hin und her, in den Haustoren standen die Köchinnen frierend in Gruppen beisammen, aus jedem Gesicht sprach Betroffenheit. Aus allen Fenstern blickten Leute hinaus.

„Ich sehe nichts... ich weiß nicht, was es gibt...“, hörte man bald hier, bald dort.

Durch die Luft wirbelte vom Gehsteig bis zum Dach etwas Weißes — wie Schnee. Das Trottoir war weiß, das Dach der Straßenlaterne, die kleinen Bänke vor den Häusern, die Schultern, die Hüfte der Fußgänger — alles war weiß.

„Was ist geschehen?“ fragten die Köchinnen einen dahineilenden Hausbesorger.

„Eine große Unannehmlichkeit. Im Hause der Frau Mimrin, wo gestern die Hochzeit stattfand, wollte man den Bräutigam brandtöten. Statt tausend gab man ihm bloß neunhundert Kubel.“

„Nun und er?“

„Er geriet darüber sehr in Zorn. In seiner Wut zerschchnitt er das Bettzeug und schüttete die Federn zum Fenster hinaus. So, die vielen Federn... Wirklich wie Schnee...“

„Man führt ihn schon ab!“ war plötzlich zu vernehmen.

Aus dem Hause der Frau Mimrin kam ein langer Zug daher. Zuerst zwei Polizisten mit sorgenvollen Mienen. Hinter ihnen Aplombow, in einem feinen Mantel, den Zylinder auf dem Kopfe.

„Das Gericht wird schon entscheiden, wer ich bin“, brummte er vor sich hin und drehte sich von Zeit zu Zeit um.

Dann folgten die weinende Tatjana Petroowna und Datschenka. Den Zug beschloß der Hausbesorger mit dem Hausverwaltungsbuch in der Hand und eine große Kinderschar.

„Warum weinen Sie, junge Frau?“ fragten die Köchinnen Datschenka.

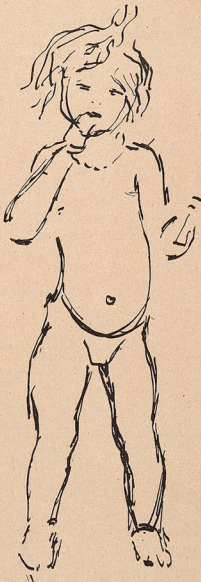
„Sie beweint die Klammen“, antwortete an ihrer Statt die Mutter. „Drei Pud — und was für Klammen, lauter Daunen! Gott hat mich in meinen alten Tagen sehr gestraft...“

Der Zug bog um die Ecke, in der Drei-Gunde-Gasse wurde es wieder still. Die Klammen wirbelten aber noch bis zum Abend durch die Luft.

Liebe Jugend!

Der Frauenarzt hat sich ein Haus gebaut. Modern. An der Vorderfront ein mächtiger Kubus, der die Ordinationsräume birgt. Als ich nach der Fertigstellung des Hauses dort vorübergehe, steht

das sechsjährige Töchterchen des Arztes am Gartenzaun. Sie lädt mich ein, sie zu besuchen. „Aber“, setzt sie wichtig hinzu, „du mußt rückwärts am Hause durch den Privat-Eingang hineingehen. Denn wenn du vorne durch die Ordination hineingehst, so wirst du untersucht. Das tut ja weiter auch nichts, aber es ist peinlich.“



Der Zauberkünstler

Von Robert Gehrke

Utüglig Klingeln Agenten, Vertreter, Werber, Distrikter, Kumpenjammler, Handwerksburschen, Zänkler, Gaußierer.

So wird man nicht selten in der Arbeit gejoirt! Und oft sieht man sich getäuscht, weil man annahm, ein guter Freund, eine liebe Freundin komme zu Besuch — oder der Geldbrüderträger will einen beglücken!

Und nun steht da draußen eine dir absolut unbekannte Erscheinung und möchte dich gegen Diebstahl versichern, wenigleich du nur anderthalben Ängst und eine Zahnbürste besitzt.

Oder ein Klamottenjammler läutet Sturm und geht dich um eine Batterie Seifflaschen an, obwohl du schon seit Ewigkeiten nur mit wässrigem Kaffee in Verührung gekommen bist.

Eine Zäher im Auge fehrst du in deinen Erker zurück. „Sie transit gloria mundi!“

Es ist hiendiesem so eingerichtet, daß der Mensch soll nicht zur Ruhe kommen. Die Klingelleitung trägt ganz gedröng dazu mit bei:

Zändler — Gaußierer. Auch unter diesen gibt es Ärtige und Unverschämte.

Man öffnet die Tür und, siehe da: ein Kavaliere verbeugt sich formvollendet.

„Habe die Ehre, mein Herr! Darf ich Ihnen ein Stück Badeseife anbieten?“

Der Nächste aber stellt einem gleich eine Labung Dürsten und Wistkrüder vor die Beine.

Es ist launenswert, was alles offeriert wird! Obst, Gemüse und Lampenschirme, Seifflaschen, Schürchenkel, Zwirn und Blumen, Kleinfisch, Bohnerwachs, Vogelkäfige und seiden Strümpfe. Jüngst kam sogar jemand mit Quarkkäse.

Viele sind berufen — doch nur wenige sind auserwählt. —

Von einem „Auserwählten“ soll berichtet werden.

Es klingelte zweimal. Ich eilte zur Tür in dem Glauben, es sei mein Freund W. K., der ewige Student. Er war es nicht.

Vor mir stand, militärisch stramm, ein Mann besten Jahrganges. Unter dem Arm trug er eine Kiste, anscheinend eine ausgerangte Margarinkiste. Starr und stumm wie ein Laternenpfahl stand er da; fast hypnotisch blickte er mich an. Doch mir war's als blinze hinter seinen Brillengläsern der Schalk. Ein Keel mit Humor also.

„Kübet Euch!“ Kommandierte ich.

„Zu Befehl!“ plägte er heraus und setzte seine Kiste ab. (Dieser Mann mit der dünnen Stahlrohrbrille erinnerte mich lebhaft an meinen verschollenen Freund Gustav Dambé aus Bischofswerda.)

„Was ist Euer Begehrt?“

„Es sei mir vergönnt, Ihnen ein paar Kagenfelle vorzuführen“, gab der Brillenkopf ernst Nachricht.

„Kagenfelle vorführen?“ — So etwas hatte ich tatsächlich noch nicht erlebt!

„Mir Ihrer Genehmigung, bitte.“

„Verfügen Sie!“ genehmigte ich. Der Mann interessierte mich.

Tener Klappte den Kistendeckel auf und brachte ein Bündel glänzender Felle zum Vorschein, schwarze, weiße und geschteckte. O du arme Kreatur!

„Das wirksamste Mittel gegen Rheumatismus!“ erklärte er mir.

„Woher wissen Sie, daß ich Rheumatiker bin?“

„Das sehe ich Ihnen an, offen gesagt.“

„Sie scherzen!“

„Scherze kann ich mir nicht leisten. Es geht ums nackte Leben!“

Sachkundig rühmte er die einzelnen Felle, er sprach von Sommer- und Winterfellen. Ich war perplex.

„Gibt es auch Herbst- und Frühlingsfelle?“ erkundigte ich mich angelegentlich.

„Sie sollen mein bestes Übergangsfell haben!“ entgegnete der Brillenmenschen schlagfertig, und klatschte dabei auf eine Haut.

„Herzlichen Dank für Ihre Bemühungen, mein guter Freund: doch ich kann keine toten Kagenbälger mit ins Haus nehmen — sie machen mich traurig. Übrigens kuriere ich mein Leiden mit Autosuggestion, Frischkost, Lauerlauf und Kräutertee.“

„Kräutertee? — damit kann ich dienen!“ und schon langte er in seine Kiste.

„Bedauere aufrichtig, ich bin versorgt. Mein Tee kommt beutelweise aus der Lüneburger Heide.“

„Sie sind Zigarettenraucher?“ überführte er mich. „Hundstischachteln in den Taschen zu haben ist lästig und eines Gentleman unwürdig. Ich werde Ihnen augenblicklich ein kleines, hochfeines Patentfeuerzeug vorführen — bequem in der Westentasche zu tragen.“



Dabei kramte er selbstbewußt in seiner mysteriösen Kiste.

Kagenbälge, Kräutertee, Feuerzeuge... Alles hatte der Mann in seiner Kiste. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt eine Landkarte von Sachsen hervorbringt! — Ich mußte abbrechen.

„Schön“, sagte er zum Schluß, „ich komme nach dem Ersten wieder — dann komme ich mit Ihnen bestimmt ins Geschäft!“

Wohlvollend nickte ich ihm zu. (Ich bin neugierig, was er mir nach dem Ersten alles „vorführen“ wird!) Die Hand bereits an der Klink, wünschte ich ihm in zwischen besten Erfolg.

„Noch einen Augenblick!“ bat er zwin-

gend. „Weil Sie mir so ausnehmend Beachtung schenken, möchte ich Ihren Kopf fixzieren. Sie haben einen ausgesprochenen Charakterkopf. Schauen Sie bitte seitwärts. Danke!“ Zeichenblock und Stift in den Händen, thronte er patriarchalisch auf der hochgestellten Kiste.

„Sie haben ein flüssiges Profil!“ Nach wenigen Minuten überreichte er mir mit Zäckenfrach das Blatt. Ich war verblüfft.

„Was bin ich schuldig?“ fragte ich respektvoll.

„Fünfzig Pfennig, wenn Sie wollen.“

— „Danke verbindlich!“

Er blickte zu Boden.

„Ich hätte noch eine letzte Bitte: Singen Sie mir ein Lied, irgendein Lied!“ Beinhwährend hob er die Hände. „Ich höre so leidenschaftlich gern Gesang! Bitte, Herr Tenor, singen Sie!“

Da trat ich einen Schritt in den Korridor zurück — und sang.

Ich sang ein Lied von inniger Liebe und von stetem Gutssein. Es war ein kleines, dummes Lied — doch immerhin ein Lied, das klingt!

„Ich danke Euer Gnaden. Es war mir ein ganz hoher Genuß — ich werde noch lange zu jahren haben.“

„Gehabt Euch wohl“, sagte ich kurz und schloß die Tür; ein wenig beschämt trotzte ich meiner Stube zu. Bereit einzutreten, hörte ich drüben die Klingel schellen. Der Kistenkünstler sprach also jetzt beim Studienrat Doktor Kanibal Vischer vor!

Sacht schlich ich wieder zurück und äugte durch den „Spion“.

Drüben ging die Tür auf. Das Dienstmädchen, selbst beschämt.

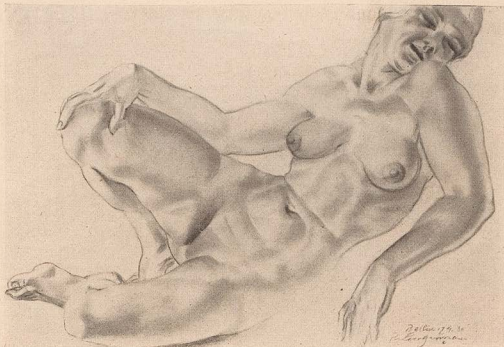
„Ich habe hier eben gesungen“, behauptete der Brillenkorporal. „Bitten Sie den Herrn Doktor um eine Zuwendung für mich. Drolsche Zauberkünstler!“

Der greise Studienrat kam persönlich und überreichte ein Geldstück.

„Mein Kompliment, Sie haben eine Stimme, eine große Stimme! — Sie sind schließlich ein Genie!“

„Genie ist Ausdauer“, sagte der Türheber bescheiden.

Dann knallte Zäckenfrach!



Aktstudie

R. Lengrüsser

„Bad im Hause“

Eine aufregende Geschichte von Herbert A. Köhlein

Krischan, der Hausknecht vom Gasthof „Zur blauen Donau“, döselte noch ein wenig zwischen Schlaf und Wachen in den frühen Morgen hinein. Da läutete es draußen im Korridor schrill und herrisch. Mit einem Satz sprang Krischan in Hosen und Pantoffel und stürzte die wackligen Stiegen hinauf. Es gab kein Zimmermädchen in der „Blauen Donau“, denn es traf sich nur alle vier Wochen, daß einmal ein Durchreisender, der den Zug verpaßt hatte, hier zwischen Linz und Wien ausstieg und übernachtete.

Oben öffnete sich eine Tür und durch den Spalt schrie eine knurrende, befehlsgewohnte Stimme: „Das Bad bitte anrichten!“ ... Krischan blickte mit offenem Mund auf den einzigen Gast wie auf einen entfremdeten Anstaltsinsassen und murmelte voll abgrundtiefen Staunens:

„A Bad möcht der gnä Herr ... jeß in aller Herrgottsruah?“ ...

Der Fremde deutete gereizt auf ein uraltes verblühtes Pappdeckelschild: „Steht hier „Bad im Hause“ oder nicht?“ —

Krischan suchte die Achseln: „No ja — bal sich der gnä Herr einbildt, daß er badn muuß, alsdann probiern ma's halt...“ — Der Türspalt vergrößerte sich: „Mann — Sie scheinen ja noch nicht wach zu sein! Mein Zug geht in einer Stunde. In fünfzehn Minuten ist das Bad fertig. In vierzig Minuten will ich frühstücken — verstanden?“ — Die Tür krachte ins Schloß.

Krischan, der Hausknecht, schüttelte wortlos den Kopf: „Meiner Sal — in zehn Minuten soll des Bad firti sein. Ob er vielleicht spinnnt?“

Trotz dieser Bedenken suchte Krischan auf dem Schlüsselbrett nach einem total verrosteten Schlüssel, steckte ihn in eine Tür, auf der früher drei Lackbuchstaben „Bad“ gelehrt hatten und stemmte sich mit den Achseln und einem Fußtritt dagegen.

Staub und Mördel rieselte über den Türrahmen und fuhr Krischan in die Nase, daß er schallend niesen mußte, was weiteren Staub aufwirbelte. „Marand Josef... wenn nur der Wirt schon auf

wär!“ stammelte Krischan, als er an den wackligen Ofen tippte, der wie eine Lokomotive eine grüne Baderwanne mit Zahn-lücken im Email, mit Grünspan und Schwamm in den Fugen hinter sich herzog.

Krischan zog seinen faustgroßen Taschentuchzwiesel aus der Hosentasche und erschraf bis in die Knochen: „In zehn Minuten will er badn!“ — Mit Aufwand aller Geschwindigkeit schmiß Krischan einen Stoß Buchenscheiter in den Kessel, goß Petroleum darüber und zündete an. Über-raschenderweise zog der Ofen. Aber bevor noch das Wasser brodelte, war auch der Mann aus Zimmer vier schon da. Kragte mit dem Kniefer auf der Nase zwischen den Badwannenrängen herum und deutete auf den Schwamm. Der Hausknecht fuhr mit der Faust darüber hin und meinte: „Des macht nix. Ma derß ja net weg-fragn, weils sonst rinnt!“ —

„Toll — toll!“ raunte der Fremde und fingerte an dem Rest von einem Thermometer herum, der wie ein Zeigefinger in die Luft stand. Aber auch hier beruhigte

ihn Kriechan: „Der is hin. Is eh net gangen!“ — Bedauernd schupfte er mit der Achsel, heizte noch einmal tüchtig nach und fragte blinzelnd: „Möcht der Herr des Bad warm oder kalt?“ ...

Der fremde, der mit der Uhr in der Hand die Vorbereitungen verfolgte, fröstelte vor Wut: „Mensch, warm doch — aber auch nicht zu heiß!“

Kriechan grinste: „Nur Ka Angst! — er werd eh net richtig warm, der Ofen ... ghört halt amal feher, aber es rentiert sich net!“

Nach weiteren zehn Minuten war es so weit. Das föhlliche Gäß schwemmte fünf Käfer, eine Handvoll Mörkel und Reste von einem Schwalbennest aus der Gurgel des Wasserbahns.

„Wohl bekommt!“ schrie der Hausknecht noch durch den Türpalt und ließ die Tür ins Schloß frachen: „Draushens net zu spern — des Luada geht so net gheht auf!“ ... Der fremde fluchte und warf je einen Socken und einen Stiefel in irgend ein Eck. Dann hing er das Sakko, den Kragen und die steife Hemdbrust vorsichtig auf den einzigen wackligen Holzstuhl und

wollte sich endlich mit Genuß dem Bad hingeben, als er zu seinem Entsetzen bemerkte, daß die Wanne schon wieder leer war.

Eine genaue Untersuchung mit dem Zneiher ergab, daß der Gummischüssel total durchlöcheret war und die Wanne somit gar nicht abschließen konnte. Mit einem großlichen Kluch öffnete der fremde neuerdings den Sabn. Aber es lief jetzt nur noch lauwarmes Wasser heraus, da der Ofen bereits wieder im Erfalten war.

Wieder prasselte es rauschend in die Wanne, während der fremde mit beiden Füßen das Ausflusßloch bedeckte, was sich als sehr mühevoll erwies. Denn jeder Scheit davon weg brachte auch schon wieder den Wasserspiegel zum Sinken.

Während sich solchermaßen der fremde zahnklappernd einseifte, bekam er einen Wadenkrampf und eine Ganshaut. Und als er glücklich mit dem Einseifen fertig war, hatte auch die Badewanne den letzten Liter wieder hergegeben.

Als der Mann zum drittenmal den Sabn öffnete, schoß eiskaltes Wasser aus der Leitung. Auch die letzten Buchenscheiter

waren längst verglüht. Während solchermaßen der fremde vor Frostschauer in der Badewanne hüpfte, machte es unter seinen Füßen einen Krach und der angelotete Zinkboden brach durch, im Uu das ganze Zimmer mit dem Rest von Wasser überschwemmend.

Durch diese Erschütterung schien aber auch der Ofen mit ins Wanken gekommen zu sein, denn, während der fremde noch nach seinen Socken fischte, tat es vom Kaminrobr her einen Anall. Defeiert atmend wie ein bisher verstopptes Nasenloch, spuckte das alte, brüchig gewordene Robr zwei mächtige Kufffontänen aus den Nüstern.

Damit war auch die letzte seelische Energie des Badegastes gebrochen. Einen letzten Hilfschrei ausstosend, sank er — geteert, gerülpelt und gerigert — dem eindringenden Hausknecht in die Arme, der ihn, angesichts der bevorstehenden Badreinigung, in ein Eck schmiß. „Mischel eahm ja recht, dem überpannten Lefi — was muas er in aller Herrgottsfruh badn. Jetzt is er dreckerter als zuvor!“ ...

Berichtigung.

Das in Nr. 30 erschienene Gedicht: „Am Fluß“ wurde uns von dem Schriftsteller Erwin Damian, München eingeleitet.

Die Jugend.

VERLAGEN SIE

ÜBERALL DIE „JUGEND“

Seufzer-Ecke der „Jugend“

1. Jene Dame, die gestern in der Herrnstraße von einem Automobil überfahren wurde, wird von dem großen Herrn mit Zwicker, der daselbe lenkte, um Lebenszeichen gebeten, unter „Amor im Auto“ an die Redaktion.

2. Die Dame im Sonnenschirm, welche den Herrn im Stock mit Silbergriff auf den Fuß trat, wird, falls weitere Annäherungen möglich, ebenso dringend als sehnsüchtig um Nachricht unter „Soppla“ Hauptpostlagernd gebeten.

3. „Kosa! Du hast mir mein Herz und meine Uhr gestohlen. Gib mir eines von beiden wieder, oder es geschieht ein Unglück! Mit Gruß Dein armer Ludwig!“

WENN *Photo — DANN Schaja*
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE
Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

HEIMLOTH & Co KDT. GES.
MÜNCHEN 2 NW. · ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees *herst*
für Reklamengewerke *Münchener*
Kunst-Druckerei u. Buchbindungen *Klischee-Anstalt*
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Man erzählt sich ...

in Neuyork: Auf der Strafe treffen sich zwei berüchtigte Inflationschieber aus Berlin und Klagen darüber, wie sich die Zeiten ändern. Beitel Mandelbelag seufzt: „Früher hatte ich ein Soll-Konto und ein Haben-Konto. Jetzt habe ich nur ein Soll-Gehabt-Haben-Konto!“

Paris: Am Seine-Ufer treffen sich zwei Abgeordnete vom Quai d'Orsay und der eine fragt:

„Möchten Sie einmal Minister werden?“

„Nein danke, ich war schon!“ antwortet prompt die Gegenseite.

Markensammler
erh. Inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Stadlerstr. 49
Werbung
bringt
Arbeit

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63



Bauer

Aus unserem Skizzenbuch

Stisch vom Standesamt

Dieser Tage befand sich einer unserer Freunde gegen zehn Uhr vormittags in der Nähe des Standesamtes I. Da Hochzeiten seine menschliche Anteilnahme erwecken, verweilte er unwillkürlich einen Augenblick in der Nähe des Einganges. Seine Neugierde wurde sofort belohnt, denn heraus trat mit erster Miene, ein Bewußtsein seiner sittlichen Tat, ein Bräutigam im frack. Hinter ihm erschien, in einer Wolke Tüll, die glückliche Braut. Auf dem linken Arm trug sie einen riesigen Blumenstrauß, mit dem rechten hängte sie sich bei ihrem neuvermählten Gatten ein. Mit wehendem Brautschnelzer schritt das Paar vorbei am Alten Peter zu einem offenbar neuen Wagen, der unten auf der Straße parkte. Schnell stiegen die beiden ein, die Türen klapperten, der Motor sprang an und sie fuhren davon. Auf der hinteren Scheibe des Wagens aber stand: Noch plombiert.



Alpinistinnen wider Willen

Eine Sommerfrischlerin, Jahrgang 1916, genoß in Schliersee zum ersten Male den Anblick richtiger Berge. Sie besaß keinerlei Kenntnis davon, daß der Alpinismus eine gewisse Technik erfordert. Bekannt war ihr lediglich, daß man Berge besteige, um zu einer „lohnenden“ Aussicht zu kommen. So kletterte sie munter drauf los. Dieses unternehmungslustige Fräulein schloß in wenigen Tagen freundschaft mit einem anderen, des Gebirges ebenso un-

fundigen Mädchen, und beide beschloßen, auf den Wendelstein zu gehen. Mit einem Stadtköffchen und „Gehschuhen“ mit halbbohen Absätzen machten sie sich auf den Weg und gingen auf den Berg zu. Da jedoch, wie sie richtig überlegten, Autostraßen nicht gerade auf Berggipfel führen, verließen sie den Weg und marschierten in ihrem Stadtkostüm geradeswegs auf den Gipfel zu. Es wurde steiler und steiler; ein Weg war nicht zu finden. Aber die Orientierung ist ja einfach: wo es bergauf geht, liegt der Gipfel, wo es berg-



ab geht, liegt das Tal. Also gingen sie bergauf und meinten, die Kraxelsteie müsse so sein. Sie hatten dreiviertel ihres — gelinde gesagt halbschneckerischen — Aufstieges hinter sich, als sie auf einen Stein trafen mit der Aufschrift: Hier stürzte im Jahre 1929 der Jäger Kaver . . . tödlich ab. „Ein Marterl! Mit einem Male kam ihnen zum Bewußtsein, daß eine solche Kletterei auch gefährlich sein könne und sie flohen wie gehetzt auf den Gipfel, den sie mit ihrem Sandköffchen in Rekordzeit erreichten.“

Stromer

Einer unserer malenden Mitarbeiter berichtet:

Eine ich da eines Sonntags früh in guter Kleidung am Platze des Städtchens und aquarellierte. Neugierig setzt sich ein Arbeitsmann herzu und erzählt mir. Da ich nach seiner Familie frage, sagt er: „Mei Sohn, der in der fremd is, der malt aa, des is aa so aa Stromer!“

Auf dem Gebiet der Reklame ist man heute von weltanschaulichen Kämpfen abgekommen. Wer erinnert sich nicht an den Mundstückfreit der Zigaretten? Die eine Firma behauptete, daß Zigaretten ohne Mundstück besser schmecken, die andere bewies, daß Zigaretten ohne Mundstück leicht an den Lippen festkleben und man oft den Tabak zwischen den Zähnen habe. Neue Kunde aber kommt zu uns aus Amerika, wo vor Jahren ein Streit zwischen Zigaretten und Säbigeiten entbrannt war, der dann ebenso im Sande verlief. Heute behauptet eine Firma, daß ihre Zigaretten „freundlich zu Ihrer Kehle seien“. Zum Beweis befragt man bekannte Persönlichkeiten der Gesellschaft über ihr Urteil, das — merkwürdig genug — stets positiv ausfällt. So versicherte ein bekannter Sänger, daß diese Zigarette seiner Kehle niemals aus nur im Geringsten geschadet hätte. Ein Zeitungsmann konnte es sich nicht verjagen,



den Sänger einmal darüber auszuhorchen, ob diese Behauptung auch ehrlich gewesen sei. „Aber selbstverständlich“, antwortete entrüstet der Mime. „Was glauben Sie, wie ich meine Kehle schonen muß! Ich rauche nämlich überhaupt nicht!“

Umtaufe

Ein Mann kam aufs Standesamt mit dem Begehre, sich umtaufen zu lassen. Nachdem man ihn an die Polizei und von dort wieder an die zuständige Stelle gewiesen, wurde ihm versichert, daß eine Umtaufe gar nicht in Frage käme. Denn heutzutage wäre man mit derartigen Gesuchen so überlastet, daß man solchen Ansinnen nur in den seltensten Fällen entgegenkommen könnte. Es mußte sich denn um einen ganz besonderen Fall handeln, in dem man eine Ausnahme machen könnte. Nachdem er solchermaßen genügend Warnungstafeln aufgerichtet hatte, fragte der Beamte: „Wie heißen S' denn?“ — „Aloys Hinterforger“, war die Antwort. „Aloys Hinterforger? Ja mei! Dds verstenga mir scho, daß S' net so heißen mögen. Da könnte ma freili scho eine Ausnahme machen. Also sagen S' amoi, wie möchtet S' denn heißen?“ — „Franz Hinterforger!“

Die Jugend

Zeichnungen von Klee

München und die Kunst

Theater-Ausstellungen

Was Ausstellungen betrifft, ist München überraschend vielseitig. So gibt es dort gleich zwei Theatermuseen; eines an der Königsstraße und das andere in der Residenz. Die Residenz gibt im allgemeinen einen Überblick über die historische Entwicklung der Bühne und des Theaters, während wir an der Königsstraße vorwiegend moderne Sonderausstellungen finden. Gegenwärtig wird uns dort das Werk des kürzlich ernannten Reichsbühnenbildners Benno von Arnt nahegebracht. Daß dieser Künstler ein hervorragender Maler und Architekt ist, zeigen seine Aquarelle und Ausstellungsbauten, unter welch letzteren das Gaus der Arbeit der Deutschen Arbeitsfront besonders eindrucksvoll ist. An den Bühnenbildern fällt die große Tiefe und Raumwirkung besonders auf. So die große Galathee in: Wenn die Jarin lächelt, oder die zweite und die letzte Szene aus den Meistersingern, zu denen das erste und dritte Bild durch die enge räumliche Geflossenheit in reizvollem Gegensatz stehen. Die Gemütslichkeit des Aktiers in La Bohème, die Stilleheit des japanischen Hauses in Madame Butterfly geben weitere reizvolle Einblicke in das Werk des Bühnenbildners.

In der Residenz dagegen finden wir anhand sauberer Modelle und Querschnitte einen Überblick über die Geschichte der Bühne des Theaters. Die geschlossene Schönheit und Harmonie des griechischen Theaters um 300 v. Chr. steht uns mächtig an. Dadurch allerdings, daß es kein „Zwischen der Szene“ gibt, fehlt das Geheimnisvolle, das dem europäischen Theater der letzten Jahrhunderte den eigentlichen Reiz verleiht. Die Entwicklung dieser eigentlichen „Bühne“ aber zieht sich durch die ganze Geschichte des „Abendlandes“ hin, von den kirchlichen Spielen über die Shakespeare-Bühne bis zu den großen modernen Theatern sehen wir das Werden der Bretter, die die Welt bedeuten. Wie Wagner- und Bühnentechnik Hand in Hand gingen, zeigt die Entwicklung der Wagner-Opern in den letzten fünfzig Jahren. In den Bühnenbildern

zu Walküre, Tristan und Meistersingern zeigt sich von 1895 bis 1933 immer größere Einfachheit, Klarheit und Geflossenheit. Besonders hübsch sind die Modelle der verschiedenen Opernhäuser in Deutschland vom Rokoko bis auf unsere Tage.

Deutsches Museum: Gernsehen

Ist Technik Kunst? Wir können es nicht leugnen. Nach dem Worte Friedrich von Gottl — ad Kilienfels ist Technik die Kunst des rechten Weges zum Zweck. Während die forschende Wissenschaft ein zergliedernder Geistesvorgang ist, liegt das Wesen der Technik im erfindenden Schöpfertum. Der große Techniker, Arzt und Erfinder, ist Künstler. Doch beneiden wir den Streit, ob die Technik ein Kind der Wissenschaft oder der Kunst sei. Aus der Vermählung beider ist sie entstanden. Deshalb darf die Kunststadt München das Deutsche Museum, ihren einmaligen Tempel der Technik, mit Stolz unter ihre Kunstdenkmäler zählen. Es ist der Inbegriff des Museums überhaupt, einzig in der ganzen Welt — neben ihm wirkt selbst das Smithsonian Institute in Washington wie eine Kumpfkammer.



Die Schau, welche gegenwärtig den besonderen Anziehungspunkt bildet, ist die

Jernsehausstellung. Durch Entgegenkommen des Reichs-Postministers und der Firmen, die an der Entwicklung des Jernsehens beteiligt sind, war es möglich, die Jernseh-Sonderchau in diesem Jahre zu eröffnen, und dort die erste Jernseh-Sprechstunde in München zu zeigen. Von hier aus kann jeder Besucher mit seinem Partner in der Gegenwart im Haupt-telegraphenamt Jernsehen und sprechen. Welcher Weg zurückzulegen war, um das zu ermöglichen, zeigt die Ausstellung. Die Photozelle und die Draufsche-Nöhre sind es, die dieses Wunder möglich machen. Das zu übertragende Bild wird bekanntlich in Zeilen zerlegt, die von einem Lichtstrahl abgetastet werden. Die Photozelle setzt Helligkeiten in Stromschwankungen um, welche die gesendeten Wellen verändern und vom Empfänger in der gleichen Weise reproduziert werden, wobei die größten Schwierigkeiten in der Synchronisierung des abtastenden Strahles bei Sender und Empfänger bestanden. Die zahllosen Versuche, die zum Jernsehen führten, zu beschreiben, fehlt hier der Raum. Wer die Ausstellung besucht, hat das Erlebnis, vor einer der genialsten Erfindungen der Gegenwart zu stehen.

Süddeutsche Volkskunst

Eine besonders reichhaltige Sammlung angewandter Kunst aus öffentlichem und Privatbesitz zeigt die Ausstellung Süddeutscher Volkskunst im Ausstellungspart auf der Theresienhöhe.

Von den Spiralen, Häfenkreuzen und Künzen germanischer Vorzeit, von den Modellen der Bauernhöfe, deren Grundform sich durch die Jahrtausende erhalten hat, rollt sich vor uns die Kulturgeschichte unseres Volkes auf. Erlesene Stücke deutscher Handwerkskunst werden gezeigt, in Holz, Schmiedeeisen und edlen Werkstoffen. Weihnachtsrippen, Musikinstrumente, und Geräte aller Art, Bauerntheater, Trachten und Brautkrone. Mit Erstaunen erfahren wir, daß die Schachteln, in denen Datteln aus dem Orient und Vordafrika kamen, Spanischbäumen aus Bayern waren. Andere Handwerke sieht man in der Ausstellung bei der Arbeit: Glasbläser, Töpfer, Korbflechter und Weber. Eine weitere Bereicherung erfährt die Ausstellung durch eine Schau von Kinderzeichnungen und durch einen Verkaufstand des Bayerischen Kunstgewerbevereins.

Wilhelm Busch, der Künstler, herausgegeben im Auftrag der Wilhelm-Busch-Gesellschaft von Robert Dangers. Mit 125 Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Preis kart. RM. 4.80. Leinen RM. 6.50.

In der Reihe „Kunstbücher des Volkes“, die der Rembrandt-Verlag (Berlin) herausbringt, ist ein Wilhelm-Busch-Buch erschienen. Der Verlag hat sich damit

erneut ein bedeutendes Verdienst erworben. Zu dem sehr niedrigen Preis bei einer Ausstattung, die in jeder Beziehung erfreulich und vorbildlich ist, kommt die sorgsame Arbeit des bekannten Busch-Forschers Robert Dangers, die eine liebevolle Vertrautheit mit dem Gegenstand überall spüren läßt und sowohl in der kenntnerhaften und fesselnden Gestaltung des Textes wie auch in der Auswahl des

sehr gut wiedergegebenen Bildmaterials mühelos einen reichen Eindruck vermittelt von dem Leben und dem Werk eines wahrhaftigen Menschen und Künstlers.

Die Doppelgesichtigkeit der wohlbekannte Humorist und Karikaturzeichner offenbart sich hier in seiner Urhegung als Zeichner und Maler und muß im Kunstschaffen des 19. Jahrhunderts in einer



Große Herbstlandschaft mit Kühen. Gemälde

Wilhelm Busch

Reihe mit den wenigen großen Meistern dieser Zeit betrachtet werden. Diese Tatsache belegt der Herausgeber durch die zahlreichen und mannigfaltigen Abbildungen, die in vielen Fällen Erstveröffentlichungen sind und einen übersichtlichen Einblick in die Gesamtleistung des genialen Meisters gewähren.

In anschaulicher Schilderung erstet das Leben dieses eigenwilligen Menschen, der in heimlichstarker Vertrautheit mit der Natur allen Erscheinungen des Daseins in Tier und Pflanze zugewandt ist und ganz realistisch und naturalistisch allmählich zu einer innerlichen, wesenhaften Wirklichkeit vorstößt. In kaum mehr als 15 Jahren erfüllt sich seine „eigentliche Begabung und Berufung“, innerhalb dieser Zeit hat Busch alle seine Werke geschaffen in ländlicher Abgeschlossenheit „ohne wem was zu sagen“, ohne die Anregung irgendeiner fremden Beurteilung, allein in tätiger und eindringlicher Selbstkritik. Wohl Mancher, der in Busch zu sehr nur den schrulligen Einsiedler sieht, wird überrascht sein, wie stark und unverfälscht ein nachspärendes und erlebendes Bewußtsein am Werke ist, erfüllte Form und eindeutige, atmende Gestalt hervorzubringen. Erstaunlich unverföhrt von der überwie-

gend süßlich genrehafte Gedanken- und Historienmalerei des 19. Jahrhunderts sucht und findet Busch einen eigenen Weg und Boden. Über aufgelockerte, immer lichtere, impressionistische Bilder hinaus, erwächst ihm die Landschaft gefalteter und strenger zu einer in sich ruhenden und verweilenden Bildsensations, gegenständlich wirkend, in anhebenden Schwingungen, gestillt und gehalten von der Einheit der groß aufgefalten Komposition einer nicht mehr zufälligen und doch auch keineswegs arrangierten Welt des Lichts.

Wenn einzelne Zeichnungen von Figuren und Porträts unwillkürlich an Namen wie Menzel und ja (auch bei einigen Landschaftsstudien) selbst an Dürer und Rembrandt erinnern, so darf von den impressionistischen Arbeiten gesagt werden, daß sie noch bei einer gewissen Selbstständigkeit neben den Leistungen des französischen und deutschen Impressionismus nicht nur bestehen können, sondern einen besonderen Rang einnehmen. Unsommer, als die persönliche Handschrift des Künstlers, so unmittelbar und frei sie anmutet, nie sich gehen läßt, und bei unbekümmerter Skizzierung geistige Gestalt aufweist und Bilder gibt, die keine Studien mehr sind.

Das Eigenste und einmalig Große bei Busch ist die Darstellung der niederdeutschen Landschaft mit ihren Mühlen, Kopfweiden und Kühen. Wie hier der Gestalter sich entwickelt in eindringlicher Beobachtung und Auseinandersetzung mit den künstlerischen Möglichkeiten, bis das Gesicht der Landschaft in beinahe karger Einfachheit erscheint, das zeigt der vorliegende Band besonders schön im Bild und Text. Mit starkem Farbausdruck ist zuletzt eine expressive Malerei verwirklicht von einem natürlichen Farbensymbolismus in einem erregend einheitlichen Rhythmus des Bildgedehens, der dennoch die Gegenständlichkeit nicht verliert, ja gerade in der starken Einordnung der Einzelheiten deren zugehöriges Wesen zum Ausdruck bringt, so daß eine Gesamtwirkung entsteht von erdgebundener, kosmischer Bedeutung.

Die durchaus unsentimentale und unmanipulierte Atmosphäre, die von Buschs Werk und Leben ausstrahlt, ist hier beschworen und dürfte den Kenner wie den Laien gleichermaßen ansprechen und erfreuen, allein schon durch ihre ehrliche und herzliche Menschlichkeit. Das Buch kann als Geschenkwerk noch besonders empfohlen werden.



Rheinen

HUNDEBEGRÄBNIS

Schnufi, Frau Steinfellners heißgeliebter Zwergackel, hatte das Zeitliche gesegnet.

„Wir müssen ihn vom Wasenmeister wegschaffen lassen“, sagte Herr Steinfellner zu seiner nicht mehr jungen Gattin.

Seine Worte gingen in ihrem Schluchzen unter.

„Wir müssen den Wasenmeister verstandigen, daß er ihn abholt“, wiederholte Herr Steinfellner lauter.

„Den Wasenmeister?“ Frau Steinfellner, die neben ihrem toten Lieblich kniete, hob das tränenüberströmte Gesicht. „Den Wasenmeister!... Oh, oh!“

„Aber sei doch vernünftig, mein Kind. Wir können ja den toten Hund nicht in der Wohnung behalten!“

„Glaubst du, ich weiß das nicht? Aber den Wasenmeister! Nein, nein, nein...!“

Wieviel Auseinandersetzungen hatte es wegen Schnufi in dieser Ehe schon gegeben. „Soll ich mich wegen dem blöden Vieh zum Schluß noch einmal aufregen?“ dachte der Mann. Er hatte nicht die Absicht, sich den Samstagnachmittag verder-

ben zu lassen. So nahm er Gut und Mantel und ging ins Kaffeehaus.

„Lieblos und verzlos, geht, Schnufi!“ murmelte die Frau und strich dem Hund über das Fell. Aber Schnufi schmeigte heute nicht mehr den Kopf an sie. Schnufi war ja tot!

Frau Steinfellner sah nun selbst ein, daß Schnufi aus dem Haus mußte. Aber wenigstens eine würdige Begräbnisstätte sollte er bekommen. Und so hüllte sie den abgezehnten Hundekörper behutend in doppeltes braunes Papier, verschürte das Bündel und machte sich mit demselben auf den Weg nach Tausdorf.

Schnufi wie einen Säugling auf den Armen haltend, bestieg sie die Elektrische. Und dann saß sie, das Paket neben sich, plötzlich inmitten einer Gesellschaft junger Leute und fühlte sich zwischen der hübschen Blondine und deren vergnügten Begleiter doppelt unglücklich.

Der Weg von Tausdorf auf den Leopoldsdorf dünkte sie diesmal endlos. Wie oft war sie ihn mit Schnufi in den letzten Jahren gewandert! Heute machte sie ihn zum letztenmal mit ihm.

Der kleine May: „Mama, weißt du eigentlich, woher die kleinen Kinder kommen?“

Mama schweigt.

May: „Du weißt es nicht. Aber ich weiß es schon ganz genau.“

„Gumori des Auslandes, „Tommy“, sagte der Lehrer, „wieviel ist die Hälfte von 6?“

„Ich weiß es nicht Herr Lehrer!“

„Nun, denk mal nach. Zwei Männer nehmen 6 Mark und teilen sie zur Hälfte. Wieviel kriegt dann jeder?“

„Ungefähr 14 Tage, Herr Lehrer!“

Sie: „Unterlasse dich nicht, diesen Likör zu trinken! Oder ich rede in meinem Leben kein Wort mehr mit dir!“

Er: „So? Nicht? — Proßt! auf ein recht langes Leben!“

Fataler Druckfehler: (Aus einer Anzeige) Heute Abend Vortrag des Pastors Lämmle: „Über die Notwendigkeit eines Vereins zur Hebung der Sittlichkeit.“ Gäste, besonders Damen, willkommen.

A: „Wat war denn das für 'n Krach im letzten Quartier?“

B: „Ich war Julius Cäsar!“

A: „— —?“

B: „veni — vidi — vanzi!“

Ja, hier unter dieser großen Eiche sollte er sein Grab haben. Mit zitternden Händen löste sie den Spagat von dem braunen Paket und begann es langsam aufzuwickeln. Vom Kahlenbergerdörfel tönten die Abendglocken herauf.

Aber was war das nur? Hatte sie Schnufi in der Aufregung in Pergamentpapier gepackt? Noch dazu in fettes Pergamentpapier? Und was für einen Geruch dieses Papier ausströmte! Die dicken Tränen, die über Frau Steinfellners Wangen rollten, gingen an spärlicher zu fließen. „Drocker Gott!“ schrie sie dann auf und starrte auf das nun offene Paket. Da lag — ein frisch gebackenes, appetitliches Ganj!

Zur gleichen Zeit gab es in einem Tausdorf-Heuergarten einen kleinen Tumult. Die hübsche Blondine, Frau Steinfellners Nachbarin in der Elektrischen, war ohnmächtig geworden. Sie hatte beim Öffnen des mitgebrachten „Fresspakets“ an Stelle ihres Ganjs den toten Schnufi vorgefunden.

Ganny Weiß